

**Drei Anläufe ...**  
**von Bastian Krösche**

**Bastian Krösche**

Student der Angewandten Medien- und Kommunikationswissenschaft am  
IfMK der Technischen Universität Ilmenau

**URN:** urn:nbn:de:gbv:ilm1-2014200115

ilmedia Juli 2014

„Scheiße ... Was machst du hier eigentlich?“, fragte ich mich selbst. Gerade hatte ich drei Anläufe gebraucht, um zum Grillplatz zwischen den beiden Studentenwohnheimen zu gelangen. Wobei es eigentlich gar kein Grillplatz war, sondern einfach eine große Wiese zwischen den mehrgeschossigen Wohnblöcken. Sicherlich keine architektonischen Meisterwerke, aber eben zweckmäßig. Ob der lauten Kulisse – eine Mischung aus Musik und zahllosen Gesprächen – war es nicht schwer gewesen, den Schauplatz des „Kennenlern-Grillens“ zu finden. Aber der erste Anlauf war daran gescheitert, dass ich mit meinem Elektrorollstuhl nicht weiter kam. Denn einige Treppen versperrten mir den Aufstieg zu dem Ort, wo wir laut Beschreibung im Programmplan der Ersti-Woche „erste Kontakte zu anderen Erstsemestlern knüpfen sollten“. Kein Problem! Separate Zugänge, Hintereingänge und Umwege bin ich ja gewohnt. Also umdrehen, nichts anmerken lassen und um das Wohnheim herumfahren. Langsam, im Schrittempo. Denn es soll ja niemand merken, dass in mir gerade Zweifel aufkommen, ob ich nicht doch einfach wieder in meine barrierefreie Wohnung zurückkehren sollte.

Jene Wohnung, die das Studentenwerk, oder Studierendenwerk wie man ja inzwischen politisch korrekt sagen sollte, extra für mich frei gemacht hat. Denn bis zu meiner Ankunft hier waren die beiden barrierefreien Unterkünfte des Studierendenwerkes Thüringen an Studenten (nein, nicht die political correctness vergessen, sondern es waren tatsächlich männliche Studierende) vermietet, die diese speziellen Wohnungen nicht brauchten. Denn sie sitzen nicht im Rollstuhl. Sie hatten die 45 Quadratmeter großen Wohnräume nur unter der Prämisse beziehen dürfen, dass sie diese wieder räumen müssen, wenn die Einzelapartments von jemandem gebraucht würden, der aufgrund seiner Umstände wirklich eine rollstuhltaugliche Wohnung benötigt. Einen von den beiden hatte es nun erwischt und er musste seine Sachen und Möbel packen. Denn ich rückte mit allerlei Gerät an. Und das brauchte Platz. „Oh it's really no problem“, versicherte mir mein pakistanischer Vormieter, mit einem Akzent, den man wirklich klischeehaft nennen konnte, „me and my friends had a really good time here. Lot of parties ... Probably that's why I have to leave and not the other one. But really no problem!“ Er grinst. Und er scheint es ehrlich zu meinen. Denn er war in den letzten Wochen wirklich sehr freundlich und hilfsbereit gewesen.

Laut Mietvertrag hätte er noch bis Dienstag hier wohnen dürfen. Doch am Dienstag starteten an der Uni schon meine Veranstaltungen. Da hätte ich nicht auch noch umziehen können. Denn im Gegensatz zu anderen kann ich nicht mal eben ein paar Klamotten in den Schrank räumen, das standardmäßig vom Studierendenwerk bereitgestellte Bett frisch beziehen und fertig. Für meinen Alltag benötige ich allerlei medizinische Gerätschaften. Unter anderem ein spezielles Bett, einen Patientenlifter, ein Absauggerät und noch einiges mehr. Und da die Krankenkasse die Transportkosten nicht übernahm, musste ich den Umzug meiner eigenen kleinen Intensivstation halt privat organisieren. Das ging leider nur am Wochenende.

Die Feinheiten fehlten an diesem frühen Montagabend in der neuen Wohnung zwar noch, aber vielleicht wäre es besser gewesen, einfach dort zu bleiben und so zu tun, als wäre man noch gar nicht hier; in Ilmenau.

„Nein!“, dachte ich mir, „Das ziehst du jetzt durch!“ Nicht nur weil es zwanzig Minuten gedauert hatte, meinen, sagen wir mal 'extrem sportlich schlanken' und somit sehr kälteempfindlichen Körper warm einzupacken, bevor ich die Wohnung verlassen hatte. Ich hatte mir auch fest vorgenommen, mich nicht abzusondern, sondern dazu zu gehören. Also zweiter Anlauf, zum Kennenlerngrillen zu gelangen.

Der gepflasterte Weg, den ich jetzt einschlug, war vielversprechend. Keine Stufen und er führte in die richtige Richtung. Doch dann machte er einen Bogen und führte statt zu der Wiese offenbar zum Keller des einen Wohnheims. „Okayyyy ...“ Ich hätte mich vorher doch noch besser mit den Örtlichkeiten vertraut machen sollen. Wie peinlich ... Dabei kannte ich doch schon den halben Campus auswendig. Bevor ich überhaupt meinen ersten offiziellen Tag als Studierender der Technischen Universität hier in Ilmenau hatte.

Ich kannte die Wege, die Gebäude, die Hörsäle, die speziellen Toiletten für Rollstuhlfahrer. Ich wusste, wo die Aufzüge waren und hatte sogar im Vorfeld erfragt, wie es denn im Winter mit dem Schneeräumen auf dem Universitätsgelände ist und ob ich dann mit meinem 1-PS-Gefährt überall hin kommen würde, oder ich eingeschneit in der Wohnung sitzen müsste. Zugegeben, vielleicht eine blöde Frage, aber ich hatte sie gestellt. Die nette Dame der Studierendenberatung hatte bei meinem Anruf nur gelacht: „Da machen Sie sich mal keine Sorgen! Wir haben hier jedes Jahr Winter und sind entsprechend darauf vorbereitet. Sie werden also mit dem Rollstuhl problemlos überall hinkommen. Zumindest an die zentralen Stellen.“

Aufgrund meiner speziellen Lebensumstände bin ich nun mal gern auf möglichst vieles vorbereitet und weiß gerne, was auf mich zukommt. Den heutigen Abend hätte ich wohl besser vorbereiten sollen. Aber gut, verbuchen wir es als erste Lernerfahrung. Erstens kein Beinbruch und zweitens sind angeblich ja alle guten Dinge ohnehin drei. Also Rollstuhl gewendet und mit einem gut gelaunten „Ich glaube, wir müssen doch da lang!“ an der diensthabenden Krankenschwester vorbei. Sie folgt kommentarlos. Was soll sie auch sagen. Schließlich gehört es zu ihren Aufgaben, mir überall hin zu folgen. Mein persönlicher, menschlicher Schatten. Zumindest einer von ihnen. Insgesamt habe ich sechs Pflegekräfte, die abwechselnd im Schichtdienst rund um die Uhr an meiner Seite sind. Sie unterstützen mich bei allem, was mein kranker Körper nicht mehr allein machen kann. Und das ist so ziemlich alles. Ein ungewöhnlicher Alltag. Nie alleine zu sein. Für viele schwer vorstellbar. Auch für die Dame vom Thüringer Studierendenwerk seinerzeit, die sich wunderte, dass ich in meinem Apartment im Wohnheim trotzdem nur ein Bett bräuchte, wenn doch Tag und Nacht jemand bei mir sei. Der Unterschied zwischen meinen Pflegekräften und denen, die man aus erfolgreichen französischen Kinofilmen zum Thema „Leben mit Assistenz“ kennt, sind die Arbeitszeitschutzgesetze in der realen Welt. Und die Tatsache, dass es passiert, dass ich nachts binnen Sekunden Hilfe brauche. Sonst wird es kritisch. Wenn da erst noch jemand aus dem Schlaf gerissen werden müsste, wäre das sehr gefährlich.

Im Gegensatz zum Film reicht daher nicht eine Assistenzkraft, sondern man braucht mehrere. Doch wo findet man sechs Menschen, die man ständig in seinem Leben aushält. Jedenfalls nicht in Ilmenau. Nachdem,

zugegeben relativ spontan, Ende April klar gewesen war, dass ich an der TU Ilmenau ein Studium der Angewandten Medien- und Kommunikationswissenschaft absolvieren würde, hatte ich mich natürlich gleich daran gemacht, die Herausforderung zu bewältigen, an der letztendlich alles hing. Mehr noch als an der rollstuhlauglichen Wohnung, die ja binnen weniger Stunden gefunden war, oder an der Barrierefreiheit auf dem Campus: Ein Pflegedienst, der die rund-um-die-Uhr-Assistenz abdeckt.

Sicher könnte ich, rein theoretisch, die entsprechenden Mitarbeiter auch selbst anstellen. Doch die Pflichten eines Arbeitgebers – Urlaubsplanung, Krankheitsvertretungen organisieren, Lohnabrechnung, Mitarbeitergespräche und was es da sonst noch alles gibt – gebe ich gern an andere ab. Denn auch meine Tage haben nur 24 Stunden. Und die sind auch so schon prall genug gefüllt.

Zunächst schien diese Angelegenheit sehr schnell gelöst. Über die Behindertenbeauftragte der Stadt wurde der Kontakt zu einem örtlichen Pflegedienst hergestellt. Dessen Chefin sah sich der Aufgabe auch durchaus gewachsen und somit konnte ich wieder einen Punkt auf meiner Vorbereitungsliste abhaken. Alle Zeichen schienen auf „Studium“ zu stehen. Doch ich hatte mich zu früh gefreut ...

Ein paar Wochen später war ich nach Ilmenau gekommen, um nähere Details mit der Pflegedienstleitung zu besprechen. Dann, im Beisein der Behindertenbeauftragten, die Hiobsbotschaft: Man könne diese Leistung nun doch nicht erbringen. Es wäre einfach zu aufwendig und der zeitliche Vorlauf würde fehlen. Ich könne ja vielleicht auch im nächsten Jahr mein Studium beginnen. „Im nächsten Jahr“ hätte bedeutet, noch gut 17 Monate zu warten.

Nun sind 17 Monate normalerweise eine Zeitspanne, die sich für junge Menschen mehr oder weniger sinnvoll und erfüllend überbrücken lassen. 'Normalerweise' schließt aber normalerweise nicht mit ein, dass man mit einer, wie es im modernen Medizinerjargon so schön heißt, „lebensbegrenzenden Erkrankung“ lebt. In einem solchen Fall, meinem Fall, sind 17 Monate eine halbe Ewigkeit...

Somit war ein Studienbeginn im nächsten Jahr also keine Option. Während die Pflegedienstleitung noch versuchte in Worte zu fassen, wie sehr ihr das doch Leid täte und dass sie mir ja wirklich gern geholfen hätte, lief in meinem Kopf schon das Programm zur Lösungsfindung an. Plan B:

Mein bisheriger Pflegedienst vom Bayerischen Roten Kreuz, eigentlich in Bad Neustadt an der Saale ansässig, müsste weiterhin die Assistenz erbringen. Das bedeutete, auch dort neue Mitarbeiter zu finden, die bereit wären, mit nach Ilmenau zu kommen, und vor allem, eine Dienstwohnung. Denn es wäre wohl niemand willens, im Schichtdienst pro Strecke etwa 85 Kilometer zu pendeln. Wenn die Pflegekräfte aber hier übernachten könnten, also ein paar Tage am Stück in Ilmenau blieben, arbeiteten und anschließend auch längere Frei-Zeiten hätten, ließe sich das vielleicht machen. Wäre ja nicht das erste Mal. Als es noch Zivildienstleistende gab, wurden auch ein Mal drei Jungs aus ganz Deutschland eingezogen und bei uns im Ort in einer Dienstwohnung einquartiert. War eine schöne Zeit, damals.

Plan B ging auf. Es war zwar ein wenig an Überzeugungsarbeit und einiger organisatorischer Aufwand erforderlich. Aber pünktlich zum Studienbeginn waren eine Dienstwohnung in Ilmenau und ein komplettes, neues Team aus Bayern für meine Assistenz auf dem Campus im Thüringer Wald eingerichtet.

Insgesamt betrachtet hätte wahrscheinlich lediglich ein Studium der Töchter des US-Präsidenten an der TU Ilmenau mehr Aufwand und Vorbereitung verursacht. Auch seitens der Universität. Aber dessen wurde ich erst im Laufe der folgenden Tage gewahr. Zum Glück. Denn so gab es immer wieder positive Überraschungen in kleinen Dosen, die den Start in diesen neuen Lebensabschnitt erheblich erleichterten.

Während ich den dritten Anlauf unternahm, nun endlich zum Kennenlern-Grillen zu gelangen, ahnte ich von alledem noch nichts. Der nun gewählte Weg führte mich und meine Krankenschwester, die sich gewohnt im Hintergrund hielt, nun endlich auf die Wiese. Das Begrüßungskomitee der studentischen Organisatoren der Ersti-Woche in den orangen Pullovers schenkte mir keine Beachtung. Und so stand ich wenige Augenblicke später alleine inmitten von hunderten anderer „Erstis“.

Zwar war ich nicht der erste Rollstuhlfahrer hier an der TU. Aber natürlich der einzige in meinem Matrikel. Noch dazu in ständiger Begleitung. Doch niemand starrte mich an. Im Gegenteil. Irgendwie schien niemand überhaupt Notiz von mir zu nehmen.

Ich hatte nicht erwartet, dass man mich bestürmt wie Justin Bieber. Aber dass man mich überhaupt nicht beachtet, war ich, zugegebenermaßen, auch nicht gewohnt. Ich stand ein paar Minuten da wie bestellt und nicht abgeholt. Na das konnte ja lustig werden mit der Integration ...

„Scheiße ... Was machst du hier eigentlich?“, schoss es mir durch den Kopf. Die Krankenschwester beobachtete mich stumm. Dann sah ich ein bekanntes Gesicht. Ein Kumpel, den ich vergangenes Jahr auf der WG-Party eines Bekannten hier in Ilmenau kennen gelernt hatte. Er war Schuld, dass ich heute hier stand. Denn durch ihn hatte ich von der Universität in Ilmenau erfahren. Durch ihn hatte ich den abwechslungsreichen und interessanten Studiengang der Angewandten Medien- und Kommunikationswissenschaft kennen gelernt und bei Besuchen erste Eindrücke vom hiesigen Studentenleben gewonnen. Ein Leben, das mir trotz mehrerer Versuche bisher verwehrt geblieben war. Sei es, weil die Hochschule für Film und Fernsehen in Babelsberg mich aufgrund meiner besonderen Lebensumstände noch nicht einmal zur Aufnahmeprüfung zulassen wollte oder weil die Kostenträger die notwendige rund-um-die-Uhr-Assistenz nicht bewilligten, als ich seinerzeit an der Freien Universität Berlin Publizistik und Kommunikationswissenschaft im Haupt-, und niederländische und indische Philologie im Nebenfach studieren wollte.

Dieses Mal hatte ich es zumindest bis an die Uni geschafft. Nach einigen Gesprächen mit den Kostenträgern, der Vertretung für Studierende mit Behinderung und dem Prüfungsamt, einem Probetag in den Vorlesungen des Sommersemesters und einigen anderen Besuchen bei hier bereits studierenden Bekannten und

Veranstaltungen der Universität. Und wie hieß es beim Tag der offenen Tür so schön: „Ilmenau ist, was Ihr draus macht.“ „Also mach was draus!“, hatte ich mir vorgenommen und ging ein paar Schritte auf meinen Kumpel zu. (Technisch gesehen, fuhr ich natürlich in meinem Rollstuhl zu ihm rüber – aber ich betrachte mich grundsätzlich eher als Fußgänger denn als Rollstuhlfahrer.) Er begrüßte mich freudig und stellte mich auch gleich einigen seiner Tutorenkollegen vor. An der TU Ilmenau gibt es nämlich nicht nur Mentoren, also zugeteilte Ansprechpartner unter den Dozentinnen und Dozenten, sondern auch Tutoren. Das sind Studierende höherer Semester, die sich freiwillig melden, um den „Erstis“ in der ersten Woche alles zu zeigen, notwendige Informationen zu Abläufen und Gegebenheiten an der Universität zu geben und auch in den folgenden Monaten als Ansprechpartner für die Neulinge zur Verfügung stehen. Mein Kumpel war einer dieser Tutoren. Allerdings nicht für meine Seminargruppe. Meine Tutoren hießen Lisa und Niklas. Sehr freundliche und offene junge Menschen. Er studierte bereits im dritten Semester. Sie im siebten. Natürlich waren es nicht 'meine' privaten Tutoren, sondern die meiner Seminargruppe.

Eigentlich sollten wir erst am nächsten Morgen erfahren, in welcher Seminargruppe wir wären. Aus organisatorischen Gründen wussten wir meine Einteilung jedoch schon. Denn die Damen im Prüfungsamt des Instituts für Medien und Kommunikationswissenschaft hatten alle Veranstaltungen meiner Seminargruppe so organisiert, dass sie zentral auf dem Campus und in barrierefreien Räumen stattfanden. Auch wenn man hier an der TU Ilmenau mit dem Rollstuhl super zurecht kommt, so gibt es wohl doch noch einige Räumlichkeiten, die nicht ganz so optimal für Rollstuhlfahrer sind. Die Damen in unserem Prüfungsamt waren nicht die einzigen, die sich im Vorfeld meiner Ankunft die Mühe machten, meine Zeit hier möglichst sorgenfrei zu gestalten. Dass unter anderem auch Lisa und Niklas sich vorab darauf vorbereitet hatten, erlebte ich im weiteren Verlauf der Ersti-Woche.

Doch am heutigen Abend ging es zunächst einmal um ein erstes Kennenlernen. Das Eis war gebrochen und im Laufe der Zeit versammelten sich immer mehr von uns AMWlern. (AMW ist dabei natürlich die Abkürzung für Angewandte Medien- und Kommunikationswissenschaft und nicht, wie von Studierenden der technischen Studiengänge hier an der Uni gern behauptet, „Ab Mittwoch Wochenende“.) Dabei war es irgendwie selbstverständlich, dass die Tutoren die AMWler bei mir in der Nähe versammelten, weil ich mit dem Rollstuhl nicht ständig zwischen all den Leuten, Tischen und Bänken über die holperige Wiese düsen konnte. Genau so selbstverständlich schien es für alle, mich nicht nach dem Rollstuhl oder meinen Einschränkungen zu fragen oder diese nicht ganz alltägliche Situation in sonst irgendeiner Weise zu thematisieren. Die immergleichen Fragen an diesem Abend untereinander waren: „Wie heißt du?“, „Woher kommst du?“, „Wieso Ilmenau?“, „Wieso AMW?“. Dass mich dieses Verhalten positiv überraschte, mag Außenstehende vielleicht ein wenig verwundern. Man muss in diesem Zusammenhang allerdings wissen, dass die in meinem Leben bisher üblichen Fragen beim Kennenlernen oftmals „Wieso sitzt Du denn im Rollstuhl?“ oder Kommentare wie „Ich

kenne ja auch jemanden, der im Rollstuhl sitzt.“ waren. Und das regelmäßig während des Smalltalks in den ersten fünf Minuten ...

Diese Selbstverständlichkeit meiner Situation (und damit meine ich nicht nur den Rollstuhl, sondern auch die ständige Anwesenheit wechselnder Assistenzkräfte, die mir bei Bedarf helfen) ist bis heute unverändert. Lediglich, dass sich die Pflegekräfte in den Vorlesungen und Seminaren an meiner statt melden und ich dann auf die Fragen der Dozierenden antworte, löste bei meinen Professorinnen und Professoren anfangs teilweise leichte Verwirrung aus. Einmal sogar so sehr, dass ich deshalb vergaß, was ich sagen wollte. Wir lachten in der Seminargruppe darüber – alle zusammen.

Diesen alltäglichen Umgang mit dem nicht ganz so Alltäglichen erlebe ich nun schon fast ein ganzes Semester. Und das nicht erst nach irgendwelchen „Optimierungsgesprächen“, „Inklusionsrunden“ oder „Beschwerde-Emails“. Sondern überall. Von Anfang an.

So gestaltete sich auch die weitere Ersti-Woche als eine durchweg positive Erfahrung, die ich um keinen Preis der Welt missen möchte. Nach einer offiziellen Begrüßung an der Universität und an unserem Institut folgte am Dienstagvormittag der Ersti-Woche die Einteilung der anderen in die Seminargruppen. Anschließend ein erstes näheres Kennenlernen und eine kleine Campus-Führung. Für den Abend war das „WG-Crawling“ geplant. Eine, in Ilmenau, legendäre Veranstaltung. Im etwa anderthalbstündigen Rhythmus ziehen alle neuen Seminargruppen mit ihren Tutoren zu verschiedenen Studierenden-WGs und feiern dort zusammen. Schließlich gibt es keine bessere und unkompliziertere Art, sich kennen zu lernen. Dieser Abend war wirklich ein einmaliges Erlebnis. Heerscharen junger Menschen pilgerten durch die Nacht. Wann immer sich zwei Gruppen dabei begegneten wurde der allseits bekannte Schlachtruf ausgetauscht (Einer schreit: „Ersti!“ Und alle anderen schreien „Woche!“ zurück. Das Ganze drei Mal. Gefolgt von einem einzelnen „Danke!“ und einem kollektiven „Bitte!“ - schließlich muss man ja (unabhängig von Erschöpfungsgrad, Uhrzeit und Alkoholgehalt im Blut) die Höflichkeit wahren.)

Auch ich war in dieser Nacht dabei. Selbstverständlich. Lisa und Niklas hatten für die Tour unserer Seminargruppe ausschließlich WGs ausgesucht, die im Erdgeschoss lagen. Eigentlich bloß eine Kleinigkeit. Aber mit großer Wirkung für die Bildung einer echten Gruppenzusammengehörigkeit. Vor allem, weil sie niemandem sonst auffiel.

Alle anderen Programmpunkte der Ersti-Woche hatten die beiden ebenfalls derart vorbildlich vorbereitet. Ohne dass ich mir selbst auch nur einen Gedanken darüber machen musste. Selbst für die Kichelhahn-Wanderung hatten sie einen Plan. Einem Aberglauben nach muss man für ein erfolgreiches Studium in Ilmenau mindestens ein Mal auf dem Kichelhahn gewesen sein. Das gemeinsame Bezwingen dieses Ilmenauer Hausberges ist demnach natürlich fester Bestandteil des Programms einer jeden Ersti-Woche hier. Während meine Oberschwester sich schon die schlimmsten Szenarien ausmalte, wie wir mit dem Rollstuhl über Stock

und Stein den Berg hinauf mussten, hatten Lisa und Niklas ganz einfach geklärt, dass ich mit dem Organisationsteam in deren Transporter auf den Berg fahren konnte.

Lediglich bei einer Party des Studierenden-Rates stießen wir auf unüberwindbare Hindernisse (zumindest wenn man den Einsatz der Feuerwehr als Lösungsoption außen vor lässt). Denn die Location in der Stadt, die schon seit Monaten fest stand, war nur über eine Treppe zu erreichen. Doch Lisa erdachte sich kurzerhand eine alternative Abendgestaltung und zeigte mir, gemeinsam mit einem anderen Tutor, die rollstuhlgängigen Party-Locations in der Stadt. Und so machten wir gar nicht viel Aufhebens um diesen einzigen unglücklichen Umstand. Denn was hätte es genützt, wenn irgendwer an diesem Abend ein schlechtes Gewissen gehabt hätte. Schließlich hatten alle Spaß. Und die Organisatoren waren bisher einfach noch nicht mit einer derartigen Situation und den damit verbundenen Bedürfnissen in Berührung gekommen.

Meiner Auffassung nach sollte man es Menschen nicht ankreiden, wenn sie sich bisher keine Gedanken über Barrierefreiheit oder Rollstuhltauglichkeit gemacht haben. Wenn ihre ersten Erfahrungen mit dieser Thematik nämlich negativ sind, werden sie dieses Gefühl in Zukunft immer mit Menschen in Verbindung bringen, die besondere Bedürfnisse haben.

Mittlerweile war ich hier in Ilmenau schon bei so vielen studentischen Veranstaltungen, dass ich überzeugt bin, dass alle Organisatoren den Umstand, auf einmal könnte ein Rollstuhlfahrer vor der Tür stehen, beachten. Und bisher wurde immer, wenn es so war, auch eine pragmatische Lösung gefunden. Sei es bei den grundsätzlich mit dem Rollstuhl erreichbaren Clubs hier auf dem Campus, wo mal eben schnell an einem Abend mit weniger und durch den über Stufen erreichbaren Nebeneingang abgewickelten Publikumsverkehr der ebenerdige Haupteingang geöffnet wird. Oder beim wöchentlichen Hochschulkinoabend im denkmalgeschützten Hörsaal, bei dem spontan der Wachschutz der Universität gerufen wird, um den rollstuhlgerechten Zugangsweg aufschließen zu lassen.

Als wir zum Abschluss der Ersti-Woche mit einem Teil der Seminargruppe ohne Tutoren als Team bei der Stadtrally loszogen, hatte sich dieses, durch Lisa und Niklas unauffällig vorgelebte barrierefreie Verhalten bei den Kommilitoninnen und Kommilitonen bereits etabliert. Da wurden ganz selbstverständlich rollstuhlgerechte Wege gewählt; beim Tauziehen wurde das Seil kurzerhand am meinem Rollstuhl befestigt; als es darum ging im Staffellauf auf der Sackkarre ein Glas Wasser zu transportieren, übernahmen stattdessen ein Kommilitone und ich einen Streckenabschnitt zusammen; und als eine Station der Rally in einem Haus mit dem Rollstuhl nicht zu erreichen war, wurde die Aufgabe ohne große Diskussion einfach im Hinterhof absolviert.

Auf die positiven Erlebnisse der Ersti-Woche folgte allerdings schon kurz darauf die Erkenntnis, dass das Studentenleben nicht nur aus Party, Spielen und netten Plaudereien besteht. Da gibt es Vorlesungen, Seminare, Übungen, Hausaufgaben und vielerlei anderer Dinge, die ebenfalls bewältigt werden wollen. In

meinem Fall trifft man dabei hin und wieder auch auf nicht alltäglichen Schwierigkeiten. Wenn ich beispielsweise in Mathematik weder selbst am Computer schnell genug mitschreiben kann, noch die absolut fachfremden Assistenzkräfte handschriftlich. Oder es zu anstrengend wird, eine Klausur schriftlich zu bearbeiten. Oder ich die Terminals zur Prüfungsanmeldung vom Rollstuhl aus nicht nutzen kann.

Solche Situationen sind allerdings kein Grund zu verzweifeln und sich in Erinnerungen an die Ersti-Woche zu flüchten, als 'alles noch so schön und einfach' war. Denn in Ilmenau ist die Vorstellung, man sei eine große Campus-Familie, mehr als bloß eine nette Phrase vom Hochschulmarketing. Hier leben wirklich alle dieses Motto. Dies äußert sich nicht nur dadurch, dass man nicht einen einzigen Tag über den Campus gehen kann, ohne nicht mindestens eine Person zu treffen, die man kennt. Sondern auch darin, dass anspruchsvollere Situationen (manch einer mag in einem solchen Fall auch von „Problemen“ sprechen) innerhalb dieser 'Familie' ohne große Bürokratie gelöst werden können.

Meine Prüfungen lege ich nach einem kurzen formlosen Antrag an den hiesigen Prüfungsausschuss mündlich ab. Ausgenommen in Mathematik. Aber dank einem kurzen „Hilferuf“ über den Verteiler des Instituts, habe ich hierfür nun eine Studentin aus dem siebten Semester an meiner Seite, die in den Vorlesungen für mich mitschreibt und der ich die Klausurlösungen diktieren werde. Natürlich mit mehr Zeit zur Bearbeitung. Denn für unseren Dozenten war es von vornherein logisch, dass es länger dauert, etwas zu diktieren, als es selbst aufzuschreiben.

Anstelle der Terminals kann man den heimischen PC mittels eines speziellen Kartenlesegeräts und dem Studierendenausweis ebenfalls nutzen, um alle Formalitäten zu erledigen. Ich musste genau eine kurze Email schreiben und die Situation schildern, um ein solches Kartenlesegerät im Rechenzentrum der Universität ausleihen zu können.

Kleinigkeiten? Eigentlich ja. Aber wenn es doch schon an Kleinigkeiten scheitern würde, wie stünde es dann erst um größere Herausforderung? Wenn zum Beispiel nicht bloß ein paar Einzelpersonen, sondern ganze Abteilungen und finanzielle Mittel notwendig sind. Auch in einem solchen Fall bin ich absolut zuversichtlich, dass die Ilmenauer Campus-Familie eine Lösung findet. Durfte ich etwas derartiges doch schon erleben, bevor ich überhaupt nach Ilmenau gezogen war: Bei der Wohnungsbesichtigung hatte ich festgestellt, dass einige Schlaglöcher den Weg dorthin für mich als Rollstuhlfahrer ziemlich unangenehm werden ließen. Im Winter, falls diese Löcher zugeschneit wären, würde es sogar richtig gefährlich sein, hineinzugeraten. Zögerlich merkte ich diesen Umstand beim Studierendenwerk an. Innerlich schon darauf eingestellt, mich mit diesen Löchern irgendwie arrangieren zu müssen. Doch es kam anders. Ein Ortstermin wurde vereinbart und als ich an diesem Tag mit meinem Assistenten um die Ecke bog, warteten sechs Personen auf mich. Alle Abteilungen des universitären Betriebes, die in irgendeiner Form hätten involviert sein können, waren vertreten. So wurde binnen weniger Minuten eine unkomplizierte Lösung erarbeitet. Als ich die Wohnung auf

dem Campus dann einige Wochen später bezog, waren die Löcher dauerhaft aufgefüllt worden.

Klingt alles irgendwie zu schön, um wahr zu sein? Zugegeben, es gab in den vergangenen Monaten auch schon Situationen, die nicht so einfach gelöst werden konnten. Als unser Dozent uns ein zusätzliches Seminar vor der Klausur angeboten hatte, kam es zu einer solchen Situation. Der barrierefreie Raum, den er dafür reserviert hatte, war schon anderweitig belegt worden. 25 Studierende standen im Flur um den Dozenten, der verzweifelt versuchte, über das Intranet der Universität einen freien Raum zu finden, den wir alle erreichen konnten. Ich hätte zu diesem Zeitpunkt stur darauf bestehen können, dass wir vielleicht noch eine halbe Stunde darauf verschwenden, einen barrierefreien Raum zu finden. Irgendwo auf dem weitläufigen Campus wäre bestimmt etwas frei gewesen. Stattdessen ließ ich meine Seminargruppe samt Dozenten ziehen. In einen nicht-barrierefreien Raum. Immer, unabhängig von der Situation, starsinnig auf Integration, Inklusion oder wie auch immer man es nennt zu bestehen, kann auch sehr kontraproduktiv sein. Wenn man selbst dazu bereit ist, zu angebrachten Zeiten Kompromisse einzugehen, sind alle anderen gerne dazu bereit, ebenfalls Lösungen für Situationen zu finden, die für sie selbst gar nicht besonders wären, weil sie ohne Behinderung leben.

Es dauerte übrigens keine halbe Stunde nach Seminarende und ich hatte, ungefragt, die Zusammenfassung der Seminarinhalte von meinen Kommilitonen zugemailt bekommen. Und auch der Dozent bot an, sich bei eventuellen Fragen meinerseits noch einmal Zeit zu nehmen.

Wie ich aus eigener Erfahrung weiß und von andernorts immer wieder höre, ist ein solches Verhalten der universitären Mitarbeiter und Kommilitonen leider nicht an allen Universitäten selbstverständlich. Von der Barrierefreiheit der Räumlichkeiten ganz zu schweigen.

Ich bin deshalb froh, nach drei Anläufen zur richtigen Zeit am richtigen Ort angekommen zu sein: Dem Matrikel '13 AMW an der Technischen Universität Ilmenau.



*Seminargruppe 1, AMW, Matrikel 2013 an der Technischen Universität Ilmenau  
Foto: Lisa Hamann*